Unerklärliche Naturerscheinungen.

Der neuentdeckte Planet und andere Naturwunder.

Von W. Gundlach.

Von Zeit zu Zeit tauchen Nachrichten auf von neuen wunderbaren Entdeckungen, welche besonders von der Sensationspresse gern aufgenommen, und deren Folgen mit so lebhaften Farben geschildert werden, daß sie den leichtgläubigen Leser in ein wahres Feenreich versetzen. In der Regel sind solche Nachrichten weder begründet noch bestätigt, und deshalb werden sie auch sehr bald wieder vergessen, indem sie aus der Presse verschwinden.

Wohl rühmen wir uns eines großen Fortschritts in der Naturwissenschaft, doch bei näherer Betrachtung dieser fortgeschrittenen Gesellschaft schrumpft dieselbe in Bezug auf ihre geistige Kapacität gewaltig zusammen. Es sind in der That nur die wirklich wissenschaftlichen Kreise und außer ihnen noch eine beschränkte Anzahl gebildeter Anhänger des wissenschaftlichen Fortschritts, welche mit den Ergebnissen der Naturforschung vertraut sind, also auf der Höhe der Zeit stehen, und unter diesen giebt es noch viele, welche nur eine einseitige Bildung besitzen. Nehmen wir nur die Geologen und Astronomen, die Vertreter zweier nahe verwandten Wissenschaften, so finden wir oft genug, daß die Einen sich um die Anderen so gut wie gar nicht bekümmern. Der Astronom erspart sich die Mühe der Nachforschung und verläßt sich einfach auf die Geologie, indem er mit der Voraussetzung beginnt: Da die Geologie lehrt, daß Dieses und Jenes so und so ist etc., und ebenso macht es oft genug der Geologe gegenüber der Astronomie.

Und in der That existirt noch immer ein altes Vorurtheil, welches mit dem Zunftwesen nahe verwandt ist. Hier ein Beispiel: Karl Gustav Bischof und Friedrich Mohr, zwei Chemiker ersten Ranges, beschäftigten sich mit der Analyse der Gesteine, um festzustellen, in welcher Weise sie entstanden sein können. Nachdem beide zu dem Resultate gelangt sind, daß der Basalt nicht, wie die Geologen glaubten, aus dem Schmelzfluß hervorgegangen, sondern unter dem Einfluß des Wassers durch Krystallisation entstanden ist, glaubt sich der Geologie-Professor Pfaff berufen, diese Männer darauf aufmerksam zu machen, daß sie in ihren Laboratorien nichts mit der Geologie zu thun haben sollten, indem er sagt: „Wir sehen aus dem Beispiele dieser beiden ausgezeichneten Chemiker, wohin es führt, wenn man meint, vom Laboratorium aus geologische Fragen entscheiden zu wollen."

Hören wir dagegen einen der größten Chemiker unseres Jahrhunderts, den Entdecker des Ozon und vieler anderer wichtiger Dinge, Professor Christian Friedrich Schönbein: „Man darf nicht in Abrede stellen, daß die chemische Seite der geologischen Wissenschaft bis jetzt viel weniger in's Auge gefaßt worden ist, als sie es verdient. Es steht daher zu erwarten, daß in einer nahen Zukunft die geologischen Forschungen in der angedeuteten Richtung stattfinden und die bezeichneten Lücken ausgefüllt werden." — „Es muß mit einem Worte erst eine vergleichende Geochemie geschaffen werden, ehe die Geognosie" (d. h. Kenntniß von der Erde) „zur Geologie" (Lehre von der Erde) „werden kann. Um diesem großen und wahrhaft gigantischen Ziele der Wissenschaft sich zu nähern, sind vor allem Männer nöthig, ausgerüstet nicht nur mit allen Kenntnissen, welche die heutige Chemie und Physik gewährt, sondern auch mit dem seltenen Vermögen, Massen einzelner Thatsachen unter allgemeine Gesichtspunkte zu stellen, zwischen scheinbar ganz getrennten Erscheinungen Beziehung und Zusammenhang zu entdecken."

Nun sehen wir aber, wie die ganze Zunft der Geologen nach dem Beispiel des Professor Pfaff die Arbeit der Forschung auffaßt.

Die Geologie, welche durchaus abhängig ist von Physik und Chemie, soll nach der Auffassung jener alten Schule von jeder Einmischung einer anderen Wissenschaft frei bleiben; und daher kommt es, daß neue Auffassungen vereinzelt dastehen, und daß die große Menge der Geologen sich gar nicht mit der Forschung auf ihrem eigenen Gebiet beschäftigt, indem sie die Entstehung der Formationen aus ihrer Beschaffenheit zu bestimmen sucht. Sie bleibt seit Anfang des Jahrhunderts stehen auf der Hypothese von Laplace, und sagt: Die Erde ist im Innern glühend flüssig und ihre erstarrte Kruste ist deshalb aus gluthflüssigen Massen entstanden.

Obgleich nun in vielen Fällen die alten Behauptungen widerlegt worden sind, so ist doch ein Umschwung in der geologischen Wissenschaft bis jetzt an dem alten Zopfthum gescheitert. Die am meisten verbreiteten Schichten der Kreidegebirge, sind im Wasser entstanden, das läßt sich nicht mehr leugnen; denn das Mikroskop ist ein unwiderlegbarer Zeuge gegen die alte Auffassung. Wenn man deutlich sieht, daß die Kreide aus nichts Anderem, als aus mikroskopisch kleinen Kalkschalen der Meeresthierchen, den sogenannten Diatomaceen besteht, so kann sie nur im Wasser entstanden sein. Auch die Steinkohle als ein Meeresgebilde anzuerkennen, hat sich die Geologie entschließen müssen, aber sie hält fest an der Lehre, daß Granit und alle verwandten Gesteine, sowie der Basalt Bildungen sind, welche der Feuersgluth ihre Entstehung verdanken.

Mit dem Festhalten an der Laplace'schen Hypothese von der Bildung der Schichten geht auch die Hypothese von der Entstehung des Sonnensystems aus einem ursprünglichen Dunstballe Hand in Hand, und das ist das Band, welches die Zünftler der Astronomie mit denen der Geologie verbindet. Aber dieses zähe Festhalten an veralteten Hypothesen ist der größte Hemmschuh des Fortschritts. Es verhindert eine deutliche Erklärung der Naturvorgänge und ist deshalb die Ursache des Auftauchens solcher Nachrichten von wunderbaren Entdeckungen, die sich Niemand recht zu erklären weiß und die deshalb geeignet sind, der Sensationspresse reichlich Nahrung zu geben und ihr zu gestatten, die Masse, anstatt sie aufzuklären, immer mehr zu verdummen.

Die verständnißlose Masse hat einen viel größeren Genuß daran, die Flammarion'schen Phantasiegebilde des Mars, als die thatsächlichen Beobachtungsberichte über diesen Planeten zu lesen. Als vor noch nicht langer Zeit die ersten Versuche gemacht worden waren, die Elektrizität ohne Draht, einfach durch die Luft zu leiten, da durfte die Sensationspresse ihren Lesern ein Zukunftsbild dieser großen, wunderbaren Entdeckung auftischen, wie es die halbwüchsigen Kinder gebildeter Eltern nimmermehr als etwas Anderes, als einen faulen Witz betrachten würden. Für jene Leser aber existiren die Marsbewohner ohne weiteren Beweis wie alles Wunderbare; für sie ist es ganz leicht möglich, telegraphische Nachrichten nach dem Nachbarplaneten gelangen zu lassen, wie überhaupt der größte Theil der Phantasiebilder der Sensationspresse ihnen als Wahrheit gelten.

Vor etwa einem Jahre tauchte die Nachricht von einem zweiten Erdmonde auf. Eine solche Entdeckung wäre keineswegs wunderbar; denn entweder könnte der neue Mond sehr klein sein, so daß er sich dadurch so lange verborgen gehalten hätte, oder er könnte der Erde zu nahe sein, um gesehen zu werden. Von einem Monde in letzterer Position ist thatsächlich schon in der Astronomie die Rede gewesen. Ein kleiner Körper dieser Art in der Erdnähe würde vor Sonnenauf- oder Sonnenuntergang sich in dem Schatten der Erde befinden und dann außerdem seiner Kleinheit wegen nicht gesehen werden. Nun wollte wiederholt ein Beobachter einen kleinen Körper in dem Moment gesehen haben, in welchem er nach Sonnenuntergang in dem Schatten der Erde verschwand. Da diese Erscheinung sich später nicht wiederholte, so mußte der betreffende Mond als eine optische Täuschung aufgegeben werden. Nun tauchte aber vor etwa einem Jahre der neuentdeckte Mond auf und da ihn Niemand sehen konnte, so meinte der astronomische Sensations-Kobold: dieser Mond sei ganz dunkel und könne deshalb nur gesehen werden, wenn er einmal zufällig vor der Sonne stände, — und das wurde geglaubt von Tausenden, die da lesen konnten. Als ob unser Mond nicht dunkel wäre und nur im Sonnenlichte sichtbar wird! Was doch von jedem anderen Monde auch gelten müßte, welcher auch nur halb so weit, wie unser Mond, und noch weniger von der Erde entfernt wäre.

Das allerneueste Wunder ist jetzt ein Planet, welcher am 13. August d. J. von einem Mitarbeiter der Urania-Sternwarte, Herrn Witt, entdeckt worden sein soll. Das Wunder an demselben ist, daß seine Bahn sich der Bahn der Erde sehr nahe befinden soll, und daß er in einer der Erde ziemlich fernen Position entdeckt wurde, während man ihn in der Erdnähe — zur Zeit seiner Opposition — zuvor niemals gesehen hat. Das wirkliche Vorhandensein eines solchen Planeten ist nicht nur möglich, sondern nach den bis jetzt erlangten Nachrichten sogar sehr wahrscheinlich.

Betrachten wir uns den neuen Nachbar in unserer Planetenwelt ein wenig näher, so werden wir finden, daß wir es hier mit einer ähnlichen Erscheinung wie die Asteroidengruppe zu thun haben, denn der neue Planet befindet sich nicht, wie anfangs gesagt wurde, zwischen Erde und Mars, sondern er bewegt sich mit dem letzteren gemeinsam in einer Region, welche zwischen der Bahn der Erde und derjenigen der Asteroiden liegt. Wie diese eine Gruppe von vielleicht Millionen Körperchen bilden, von denen bereits mehr als vierhundert, —und zwar die größten derselben — entdeckt wurden, so haben wir hier vorläufig zwei: den Mars und den neuentdeckten Planeten vor uns. Noch sind die Berechnungen zu ungenau, als daß man daraus alle Elemente des neuen Planeten ableiten könnte. Wenn es dagegen nur ungefähr richtig ist, daß derselbe eine Umlaufsperiode von 645 Tagen, also zweiundvierzig Tage kleiner als die des Mars, hat, so kann seine mittlere Entfernung von der Erde nur wenig geringer als die des Mars sein. Näheres über den fremden Eindringling dürften wir erst zur Zeit seiner nächsten Opposition, die im Winter von 1900 auf 1901 stattfinden soll, erfahren; doch wissen wir bereits, daß der Planet sehr klein sein muß, da er im Teleskop als ein ganz winziges Sternchen erscheint.

Das Erscheinen dieses kleinen Körpers bleibt nur so lange ein Wunder, wie man sich nicht entschließen kann, von der alten Theorie der Planetenbildung aus dem Dunstballe abzusehen. Ebenso wunderbar müssen nach jener Theorie auch die Marsmonde erscheinen. Nach jener Lehre hat sich von jedem Dunstball, aus welchem die Planeten bestanden, ein Ring abgelöst, der sich zu einem Monde verdichtete. Dies geschah bei Jupiter vier- und bei der Erde einmal. Die Umlaufszeit des Mondes soll nach jener Theorie die ehemalige Umdrehungsperiode des Planeten sein, der nach Ablösung des Ringes eine schnellere Rotation bekam. Darum soll der Mond vier Wochen zu einem Umlauf um die Erde gebrauchen, während diese sich seit der Ablösung jenes Ringes, aus welchem der Mond entstand, in vierundzwanzig Stunden um ihre Achse dreht. Das wurde lange Zeit allgemein, und wird noch jetzt von den Anhängern der alten Lehre geglaubt.

Unbedingt mußte nach jener Anschauung die Umlaufszeit des Mondes (oder der Monde) länger sein als die Umdrehungsperiode des Planeten um seine Achse. Bei mehreren Monden — wie bei denen des Jupiter — mußte die Umlaufsperiode eines Mondes um so länger sein, je weiter er von dem Planeten entfernt war. Daß diese Umlaufszeit nicht von einer früheren Umdrehungsperiode des Planeten, sondern von dem Kepler'schen Gesetz abhängt, das wurde gar nicht weiter erwähnt; denn im Allgemeinen war ja die Sache so, wie sie der Laplace'sche Dunstball-Theorie gemäß sein mußte.

Da wurden vor 21 Jahren die zwei bis dahin unbekannten Monde des Mars entdeckt, und da stellte sich heraus, daß der nächste derselben sich schneller um den Mars bewegt, als dieser um seine Achse. Er ist nur 1256 Meilen von dem Centrum seines Planeten entfernt und richtet sich mit seiner Bewegungsgeschwindigkeit nicht nach der alten Weltbildungslehre, sondern er muß sich nach dem durch Kepler gefundenen Bewegungsgesetze richten, da er sonst auf den Planeten niederfallen würde. Während also Mars selbst nahezu dieselbe Zeit wie die Erde gebraucht, um eine Rotation zu vollenden, macht der Satellit Phobos mehr als drei Umläufe um den Planeten, deren jeder 7 Stunden 38 Minuten in Anspruch nimmt. Der Satellit Deimos, welcher 3142 geogr. Meilen von dem Planeten entfernt ist, macht seinen Umlauf um den Mars in 30 Stunden 17 Min. und deshalb suchten die Anhänger der alten Lehre nachzuweisen, daß diese beiden Monde eine andere Entstehungsweise als die übrigen gehabt haben müssen. Wer dagegen nach den Keppler'schen Gesetzen die Umlaufszeit aller Monde berechnet, der wird bald finden, daß die Marsmonde sich den Bewegungsgesetzen gegenüber gerade so verhalten, wie die übrigen Monde.

Wie viel klarer wird die Sache, wenn wir uns über die alte Hypothese hinwegsetzen und die Satelliten wie auch die Planeten als Körper betrachten, die Anfangs von außen her, d. h. aus dem Weltraume kamen, und durch die Anziehung der Sonne in ihre Bahnen geleitet wurden, wo sie sich im Laufe der Zeit durch Aufnahme von Stoffen aus dem Weltraume vergrößerten.

Wir können bei Betrachtung des neuentdeckten Planeten diesen nicht von den Satelliten des Mars seiner Entstehung nach trennen, denn auf diese Weise allein läßt sich die Sache in verständlicher Weise erklären.

Schon früher haben wir die Asteroidengruppe als einen Schwarm von Körpern bezeichnet, der von außen her in den Raum zwischen den Bahnen des Mars und des Jupiter eintrat. Sein Eintritt war die natürliche Folge der von der Sonne auf den Meteorschwarm ausgeübten Anziehung. Der ungemein breite Schwarm von Meteorkörpern verschiedener Größe mußte sowohl durch die Gravitation des Mars als auch des Jupiters ungeheure Störungen erleiden und so kam es, daß die Bahnen der Planetoiden ein so buntes Gewirr bilden, in welchem sie in den verschiedensten elliptischen Formen und den sehr unterschiedlichen Lagen gegen die Ekliptik gegenwärtig gefunden werden. Es ist ferner unzweifelhaft, daß sowohl Jupiter als auch Mars eine Anzahl der kleinen Körper an sich zogen, so daß die ihnen zunächst liegenden Regionen von den kleinen Körpern gesäubert wurden. Selbstverständlich reichte der Einfluß des großen Jupiter viel weiter als der des Mars, und darum ist der leere Raum nach der Seite Jupiters dreimal größer als der dem Mars zunächst gelegene. Jupiter wird die Körperchen so angezogen haben, daß sie auf ihn oder auf seine Monde niederfielen. Nur einer dieser Körper scheint dem Schicksal der anderen entgangen zu sein, denn im September 1892 wurde von E. E. Barnard auf der Lick-Sternwarte ein kleiner Jupitermond entdeckt, der wegen seiner Kleinheit schwer zu sehen und dem Planeten sehr nahe ist, so daß er sich in 17 Stunden 36 Min. um den Planeten schwingt. Mars aber hat möglicherweise drei durch das Teleskop sichtbare Körper so an sich gezogen, daß sie nicht auf ihn niederfielen, sondern eine selbstständige Bewegung behielten. Zwei derselben sind die Satelliten des Mars und der dritte ist der neuentdeckte Planet. Es würde aber keineswegs überraschend sein, wenn demnächst noch mehr solcher Genossen des Mars entdeckt würden.

Einer der Anhänger der alten Schule sagt von dem neuentdeckten Planeten: „Hier drängt sich unwillkürlich eine Hypothese auf, die zwar mit größter Vorsicht aufzustellen ist bei der geringen Kenntniß der Bahn des Planeten, die wir bis jetzt besitzen können, die aber vielleicht insofern anspricht, als sie in dem gesetzmäßigen Aufbau des Sonnensystes nicht eine von Anfang an bestehende, sondern erst eine nachträgliche Störung voraussetzt, die Annahme nämlich, daß der Planet seine jetzige Bahn erst seit kürzerer Zeit, vielleicht seit einigen Jahren beschreibt, so daß er naturgemäß nicht früher aufgefunden werden konnte." Mit dem „gesetzmäßigen Aufbau des Sonnensystems" ist nämlich der Aufbau aus dem Dunstball gemeint, mit welchem dieser neue Planet ebenso wenig, wie seiner Zeit die Marsmonde, sich vereinigen läßt. Wo die Gesetzmäßigkeit in einem solchen Aufbau zu finden ist, das wird dem immer schwerer verständlich, der auf physikalischem Wege, also in Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen, sich die Dunstballtheorie zu erklären sucht. Steht sie ja doch im grellsten Widerspruch mit den Dichtigkeitsverhältnissen der Gasmassen, mit den Massen der daraus entstandenen Planeten und dem Verhalten der Körper im Gaszustande. Es wäre endlich Zeit, daß die vor hundert Jahren von dem großen Laplace als solche bezeichnete vorläufige Hypothese durch andere Lehren, die mit den Erfahrungen der Zeit harmoniren, ersetzt würde.

Unter dem Druck der alten Hypothese sind schon oft Versuche gemacht worden, ein Naturwunder: den sogenannten „Impuls" zu erklären, aber vergebens. Die Planeten schwingen sich um die Sonne; woher haben sie den Impuls zu dieser Bewegung bekommen? — Durch die ehemalige Rotation des großen Dunstballes.—Aber woher hatte der Dunstball den Impuls zu seiner Umdrehung? — Sie drehen sich ja alle, folglich, auch der Dunstball. Das ist nun doch sicherlich keine Erklärung des Impulses und außerdem ist auch der Vergleich nicht richtig, denn unser Mond, sowie die Planeten Merkur und Venus drehen sich nicht um ihre Achse. Wie leicht und einfach läßt sich dagegen der Impuls erklären, wenn wir annehmen, daß alle Körper vom Weltraume her in das Sonnensystem eingetreten sind.

Stellen wir uns vor, daß die Moleküle, aus denen unsere Planeten und Monde entstanden sind, im Weltraume in diesem Augenblicke stille ständen, so würden sie sich doch sofort in Bewegung setzen dem Punkte entgegen, von welchem die Körper die größte Anziehungskraft auf dieselben ausübten. Indem sie sich fortbewegen, gelangen sie in andere Regionen und damit ändern sich die Punkte der größten Anziehung. Auf jeden Körper oder seine Theile wird von allen Seiten zugleich eine anziehende Kraft ausgeübt (welche eigentlich die Wirkung einer allgemeinen Abstoßung ist); aber sie ist nicht von jeder Richtung her gleich stark. Die Entfernungen und Massen der Körper sind sehr verschieden und darum bewegt sich jeder Körper im Raume mit einer solchen Geschwindigkeit fort, wie sie durch die Differenz zwischen der stärksten Gravitationswirkung nach einer Richtung und der schwächsten nach einer anderen Richtung bedingt wird. Als Beispiel nehmen wir Folgendes an: Es träte — was ja unmöglich ist — unvermittelt ein Körper in die Mitte zwischen Erde und Mond. Derselbe würde von Erde und Mond zugleich angezogen, doch achtzigmal stärker von der Erde, gegen welche er sich folglich bewegen würde. Mit der größeren Entfernung vom Monde wird die anziehende Kraft desselben schwächer, dagegen die der Erde, welcher der Körper immer näher rückt, stärker werden und deshalb eilt der Körper mit beschleunigter Geschwindigkeit auf die Erde zu. Hat er schon vorher eine seitliche Bewegung gehabt, so setzt er auch diese fort und dadurch bewegt er sich in einem Bogen auf die Erde zu oder um dieselbe herum. Die Verschiedenheit der Geschwindigkeit zeigt der im Jahre 1858 in der Sonnennähe erschienene Donati'sche Komet, der durch seine Größe und durch seinen Glanz so großes Aufsehen erregte. In der Sonnennähe, ungefähr 11 Millionen geogr. Meilen von ihr entfernt, legte er in jeder Sekunde $7\frac{1}{2}$ Meilen zurück, aber in der Sonnenferne, in einem Abstand von mehr als 7000 Millionen Meilen durchschreitet er nur etwa 270 Fuß.

Durch diese Unregelmäßigkeit werden die im Weltraum sich bewegenden Moleküle vereinigt zu Meteoriten und diese zu Meteorschwärmen oder Kometen. Wenn nun ein solcher Schwarm oder ein Körper in die Sonnennähe geräth, so wird sein Lauf durch die Anziehung der Sonne fortwährend beschleunigt, und das ist die Ursache, welche den Körpern den sogenannten Impuls giebt. Auch die Sonne hat ihre Bewegung ursprünglich in gleicher Weise erhalten; denn auch sie bewegt sich um den gemeinsamen Schwerpunkt eines Sternkomplexes.

Alle Naturvorgänge bleiben nur wunderbar, so lange wir sie nicht erklären können und darum wird von der sensationssüchtigen Presse jede neue Entdeckung um so freudiger begrüßt werden, je weniger es möglich ist, ihre Ursache zu erklären. Ob wir immer, wenn wir die Ursache zu erkennen glauben, das Richtige treffen, das ist eine andere Frage; aber zunächst sollte man sich von vorgefaßten Meinungen befreien und nur an der Hand der Wissenschaft den Dingen nachforschen. Kommen wir dann zu anderen Resultaten, als vor uns die Männer mit großem Namen, so wird das die ehrliche Arbeit derselben und ihre Anerkennung nicht schädigen, aber wir sind um eine Wahrheit reicher, und der Wundersucht und der Sensation wird damit der Boden entzogen.

(N. Y. Staatsztg.)

Baron Fritz.

Von Olga Görlitz.

Ein feiner Cigarettenduft erfüllte die Luft des mit höchster Eleganz eingerichteten kleinen Salons, dessen weit geöffnete Glasthür auf eine herrliche Veranda führte, von welcher man über den Wrangelbrunnen fort gerade die Siegesallee hinunterschauen konnte. Baron Fritz wohnte nämlich an der Bellevue- und Viktoriastraßen-Ecke. Augenblicklich saß er vor einer kunstvoll geschnitzten Staffelei und malte — malte einen Fächer! Eine graziöse Amorette nach der anderen, schwebend und tanzend auf zierlichen Blumenranken, entstand unter der schlanken, aristokratischen Hand, welche, mit einem funkelnden Brillantring geschmückt, gar geschickt den Pinsel zu führen verstand.

Oh, er malte ganz vortrefflich! Jetzt legte er die kleine Porzellanpalette auf das neben ihm stehende Tischchen, lehnte sich bequem zurück und betrachtete befriedigten Blickes das sich seiner Vollendung nahende kleine Kunstwerk.

Tiefe Stille herrschte um ihn her, nur hin und wieder unterbrochen von dem schnarrenden Ruf des munteren Papageis im goldglänzenden Käfig: „Guten Morrrrgen, Barrron Frrritz!" Klirrende Schritte ertönten im Nebenzimmer. Ein schlanker Dragoneroffizier trat ein.

„Morgen, lieber Fritz, wie geht's? Wollte Dich nach dem Tattersall abholen, möchte da ein neuangekommenes Pferd besichtigen, eventuell kaufen, aber ohne Deinen Rath wollt' ich nicht wählen!"

Baron Fritz reichte seinem Gast eilig die Hand. „Sehr gern, lieber Lothar, aber Du mußt ein wenig warten."

Der Rittmeister lachte.

„Du, was malst Du denn da?"

„Hm — Kleinigkeit! Vielliebchengeschenk!"

„Ach! Galant, wie immer! Und für wen ist denn diese reizende Kleinigkeit?"

„Für Fräulein von Wellau!"

„Für die kleine Wellau?" lachte Rittmeister von Ellern, „aber ich bitte Dich, sie ist ja noch ein Kind, fünfzehn Jahre alt!"

„O, bitte sehr, sie ist schon ganz ladylike!"

„Babylike willst Du wohl sagen!" erwiderte der Rittmeister, indem er ein Glas Sherry mit einem Zuge austrank.

Baron Fritz zog ärgerlich die Augenbrauen in die Höhe.

„Mein lieber Lothar, ich habe nun einmal ein „faible" für diese ganz jugendlichen, entzückenden Mädchenblüthen, diese holden Knospen —"

„Wie poetisch!" murmelte es aus dem Schaukelstuhle heraus, auf welchem der Rittmeister auf und nieder wippte.

„Diese holden Knospen von tausend Wochen," rief der Andere mit Ekstase, „machen nun einmal einen kolossalen Eindruck auf mich! Während ich den Damen gegenüber, die über „zwanzig", nun — sagen wir allenfalls über „dreiundzwanzig Jahre" alt sind, eine entschiedene Antipathie empfinde! Ja, lache Du nur! Jedenfalls bin ich fest entschlossen, falls ich noch heirathen sollte, nur ein junges Mädchen zu wählen, welches nicht über tausend Wochen alt ist!"

Der Rittmeister lachte, daß es dröhnte.

„Du bist köstlich, Fritz, vergißt aber ganz und gar, daß Du neunundvierzig Jahre alt bist!"

Der Baron räusperte sich heftig.

„Erlaube, achtundvierzigeinhalb!"

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür. Der Kammerdiener erschien.

„Ich wollte dem Herrn Baron nur melden, daß das „Eau de lis" von Lohse und die rothseidenen Strümpfe von Bister eben angekommen sind."

„Donnerwetter, ich habe Besuch!" rief Baron Fritz ärgerlich, indem er die Asche seiner Cigarette heftig an dem Rande eines silbernen Aschbechers abklopfte. Der Kammerdiener verschwand lautlos.

„Nun, meinetwegen brauchst Du Dich nicht zu geniren, was das „Eau de lis" anbetrifft," sagte lächelnd von Ellern, „obgleich ich wirklich finde, daß Du es gar nicht nöthig hast!"

Baron Fritz stand jetzt dicht vor seinem Freunde und richtete seine stattliche Gestalt straff auf.

„Ja, ich denke, ich sehe noch ganz gut aus?"

„Na, aber vorzüglich! Unter uns gesagt, ich glaube, Du könntest noch gefährlich werden! Und dann, abgesehen von Deiner eleganten Persönlichkeit, Du hast einen vortrefflichen Charakter, bist beliebt bei Hofe und überhaupt in der ganzen ersten Gesellschaft, bist Majoratsherr „auf, von, zu u. s. w.", Reserveoffizier beim Kürassier-Regiment Königin! Was willst Du noch? Jetzt fehlt Dir nur eine reizende junge Frau!" Der Baron hielt sich in scherzhafter Entrüstung beide Ohren zu.

„Ja, ja, ich kenne Deine und Deiner liebenswürdigen Frau Lieblingsidee! Das wäre ja schließlich auch Alles ganz schön, wenn — nur die Schwiegermütter nicht wären! Aber ich habe einen unbeschreiblichen Abscheu vor den Schwiegermüttern! Wenn ich mir eine solche vorstelle mit dem unvermeidlichen Kapothut, einer großen steifen Schleife unter dem stattlichen Doppelkinn, einem kräftigen Embonpoint, einem Paar runder, eigenthümlich bestimmt blickender Augen und dazu — die bekannte Energie — nein, Lothar, das kannst Du nicht verlangen!"

„Aber nun thu' mir den Gefallen," fiel der Rittmeister ein, „und komm', die Pferde können nicht länger stehen."

Vor der Hausthür stand längst ein elegantes Tandem mit zwei feurigen, hinter einander gespannten Rappen, welche der kleine, flotte Groom Mühe hatte, in Ruhe zu halten.

Endlich erschienen die beiden Herren und stiegen ein.

Baron Fritz kutschirte. Und wie kutschirte er! Das war eine Eleganz, eine vornehme Ruhe, welche—aha, jetzt lenkte er dem Brandenburger Thor zu.

„Du machst wieder Aufsehen!" flüsterte von Ellern, sein Monocle fester ins Auge klemmend.

Baron Fritz verzog keine Miene, nur das übermüthige Aufleuchten der blauen Augen verrieth, daß er die Worte des Rittmeisters vernommen hatte.

Einige Minuten später hielt das Tandem mit schneidigem Ruck vor dem Tattersall still.

* * *

Der Winter hielt seinen Einzug. Es schneite und regnete durch einander! Ein abscheuliches Wetter! Desto behaglicher war es in den komfortablen Räumen des Deutschen Theaters. Eine Premiere von Fulda!

Zehn Minuten vor halb Acht! Es mußte gleich angehen!

Vor einem Spiegel im Foyer stand Baron Fritz und bürstete mit zwei kleinen Bürstchen sein tadellos frisirtes Haar flott nach rechts und links!

Neben ihm stand von Ellern, ebenfalls mit zwei Bürstchen beschäftigt.

„Höre mal, Fritz, Du wirst heute zwei sehr liebenswürdige Damen kennen lernen, eine Freundin meiner Frau, die verwittwete Gräfin Ilse von Dahlen mit ihrer Tochter; Komtesse Edith ist die holdeste Knospe von noch nicht ganz tausend Wochen, wie Du sie Dir nur irgend wünschen kannst! In allem Ernst ist sie allerliebst, und vielleicht—"

„Lothar, hör' auf! Du weiß doch — die Schwiegermutter!"

„Oho, da könntest Du zufrieden sein, Gräfin Ilse ist eine sehr liebenswürdige Frau!"

„Meinetwegen! Aber komm' jetzt, es hat schon zum zweiten Mal geklingelt!"

Lautlos öffnete sich die Logenthür, die beiden Herren traten in die halbdunkle Loge ein. Von Ellern stellte seinen Freund den anwesenden Damen vor.

Die Herren nahmen im Hintergrunde der Loge Platz.

„Du, sie ist reizend!" flüsterte Baron Fritz.

„Wer?" gab von Ellern ebenso leise zurück.

„Nun, Komtesse Edith, die schlanke Gestalt mit dem anmuthigen Köpfchen!"

„St! Um Gotteswillen, das ist ja die Schwiegermutter!"

„Wa — was?" stotterte der Baron.

In diesem Augenblick ging der Vorhang in die Höhe.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten die Anwesenden den Vorgängen auf der Bühne.

Nun war der erste Akt beendet und lautes Beifallklatschen schallte durch das Haus, und geräuschvoll strömte man den Ausgängen zu.

Auch in der Ellernschen Loge wurde es lebendig.

„Kainz war wieder himmlisch, Mama! Und die Sorma — wunderbar!" ertönte eine helle, kindliche Stimme: Komtesse Edith stand hinter dem Sessel ihrer Mutter und klappte einen winzigen Elfenbeinfächer fortwährend auf und zu.

„Tante Ellern! Du weißt noch nicht das Neueste! Toni Schmettau, Ada von Wahl und ich haben eine himmlische Idee", rief die hübsche Kleine von tausend Wochen, unaufhörlich kichernd, „wir wollen uns den Namen „Kainz" in unseren rechten Oberarm tätowiren lassen!"

„Na, das laßt nur lieber bleiben", meinte die Gattin des Rittmeisters lachend, „Ihr könnt Kainz auch ohne dies verehren."

Baron Fritz begann mit wahrem Feuereifer eine lebhafte Unterhaltung mit der übermüthigen kleinen Dame.

„Nicht wahr, sie ist allerliebst, nur noch ein bischen kindlich?" flüsterte von Ellern gerade in dem Augenblick, als sich die Komtesse hinter dem vorgehaltenen Fächer vor Lachen ausschütten wollte.

„Das liebe ich ja gerade!" gab Baron Fritz etwas erschöpft zurück und betupfte sich mit dem blaßlilaseidenen Taschentuche die erhitzte Stirn.

„Das Jungsein strengt an!" neckte der Rittmeister leise.

Diesmal war der Baron ernstlich böse und strafte den Spötter mit Nichtachtung. Mit der flottesten Eleganz stürzte er sich von Neuem in die Plauderei mit der hübschen Komtesse, welche ihm immer besser gefiel.

Ein Wohlbehagen überkam ihn — ein Wohlbehagen, wie er es noch nie empfunden — ein Entschluß begann in ihm zu reifen, ein Entschluß, welcher — „aber, wie ist es nur möglich, daß Jemand so lange dunkle Wimpern haben kann?" dachte er plötzlich, sich in seinen angenehmen Plänen unterbrechend, und sah erstaunt Gräfin Ilse an, welche sich soeben mit flüchtigem Wort in seine Unterredung mit Edith mischte.

„Das ist doch eine merkwürdig hübsche Frau —" dachte er, „in der That, für eine Schwiegermutter — "

Da flog die Logenthür auf.

Zwei junge Husarenlieutenants traten mit Geräusch und unter Verbeugungen ein.

„Himmlisch! Vetter Kurt! Siehst Du, Mama, er hat doch Wort gehalten!" jubelte die Komtesse, indem sie in die Hände klatschte.

Baron Fritz machte ein langes Gesicht. Seine Nasenflügel zitterten etwas nervös.

„Donnerwetter, wie überflüssig!" dachte er ärgerlich. „Ich war so schön im Zuge."

Mit energischem Ruck setzte er sein Monocle auf. „Hm — ganz nett sehen sie aus! Gefährlich?" fragte er sich in Gedanken.

„I bewahre!" antwortete ihm innerlich eine siegessichere Stimme.

Nun war er fest entschlossen, die Damen in seiner Loge auf alle Fälle zu bezaubern.

Und — es gelang ihm glänzend.

Man unterhielt sich über das neue Stück, und er plauderte so geistreich, so liebenswürdig, daß Alle ihm voller Bewunderung zuhörten. Ja, selbst Komtesse Edith saß mit gefalteten Händchen aufmerksam lauschend da; nur die beiden Husarenlieutenants, Vetter Kurt mit seinem besten Freunde, schauten ein wenig verdrießlich aus. Der Baron triumphirte. Jetzt war er in seinem richtigen Fahrwasser! Oho — und es sollte noch besser kommen.

Mit allgemeinem lauten Beifallsklatschen und in der angenehmsten Stimmung von der Welt erhob man sich nach der Premiere, Alles schlüpfte in Mäntel, Capes, Capuchons und sonstige wärmende Hüllen hinein. Auch Komtesse Edith stand harrend, das rosige Gesichtchen Vetter Kurt zugewandt, und bat um Hilfe beim Mantelumlegen. Das ließ sich der kleine Husarenlieutenant nicht zweimal sagen, und bereitwillig — aber, oh weh — der Baron war schneller als er, denn schon legte er den pelzverbrämten Mantel um ihre Schultern, und dann — knüpfte er ihr sogar das Spitzentuch unter dem rosigen Kinn! Da mußte die kleine Komtesse wohl zufrieden sein, denn sie lächelte ihm „Dank" dafür.

Und Vetter Kurt? — Ja, wenn seine Blicke in dieser Minute Dolchspitzen gewesen wären, so würde der Baron unrettbar verloren gewesen sein.

„Auf Wiedersehen, Herr Baron, und nicht wahr, Sie besuchen uns bald?" sagte Gräfin Ilse mit liebenswürdigem Lächeln, während er galant seine Lippen auf ihre schlanke Hand drückte.

„Wenn Sie gestatten, Frau Gräfin, es wird mir eine Ehre sein!" erwiederte er, indem er den Damen beim Einsteigen in die draußen harrende Equipage behilflich war. Dann Verneigungen hier, Grüße dort, und der Wagen rollte in die Winternacht hinaus.

Der Baron sprang in sein Kupee. Von Ellern hatte den Freund begleitet.

„Nun, Fritz, was sagst Du, die Damen sind sehr liebenswürdig?" fragte der Rittmeister in der Eile.

„Ah! Ich bin entzückt!" rief der Baron in brillantester Laune, „hätte es übrigens nie für möglich gehalten, daß eine Schwiegermutter so kleine, rosige Ohren haben kann!"

„Aber sie trägt ja einen „Kapothut".

„Ich bitte Dich, es ist ja nur ein „Kapothütchen" und noch dazu aus rosa Seide mit Veilchen! Wunderbar! Auf Ehre, allerliebste Schwiegermama! Und dazu Komtesse Edith — ah!!" Der Baron seufzte entzückt tief auf.

„Also auf morgen im Kasino!" rief von Ellern.

„Jawohl, auf morgen!" winkte der Baron. Das Kupee flog von dannen. — Vetter Kurt und sein Freund lenkten, nachdem sie sich von dem Ellernschen Ehepaar verabschiedet hatten, schweigend ihre Schritte den Linden zu.

„Was sagst Du zu diesem Baron?" brach Ersterer das Stillschweigen.

„Er sticht uns Alle aus!"

„Leider!" seufzte Vetter Kurt, sich heftig den Schnurrbart streichend. „Wenn ich dächte, daß er und Edith —"

„Er ist ja für sie viel zu alt!"

„Die alten Herren sind manchmal die schlimmsten!" meinte Kurt besorgt, „Wenn er wirklich Eindruck auf Edith machen sollte —"

„I, warum nicht gar! Komm' zu Dressel, wir wollen unseren Jammer mit einigen Gläsern Sekt hinunterspülen!"

„Gut — spülen wir — —" sagte Kurt melancholisch und folgte gesenkten Hauptes seinem voranschreitenden Freunde.

In desto gehobenerer Stimmung befand sich der Baron auf der Heimfahrt durch den schneebedeckten Thiergarten. Wie das glitzerte und blitzte auf den dunklen Zweigen!

Wohin er schaute, erschien ihm Komtesse Ediths holdes Gesichtchen. Allerlei verlockende Pläne umgaukelten ihn, und nun — st — er träumte: Er saß neben Komtesse Edith auf einem von sechs weißen Tauben gezogenen Feenwagen, wie er ihn neulich im Ballet gesehen hatte, und so schwebte er mit Edith weiter und weiter — aber, o Entsetzen! Was war denn das? Plötzlich tauchte neben dem Wagen eine große dunkle Gestalt auf.

Wahrhaftig! Das war eine kolossale Schwiegermutter!

„Au!" rief der Baron aufwachend, denn er hatte sich ganz empfindlich den Kopf gestoßen. Er war zu Hause.

Heftig flog die Wagenthür auf, und ebenso heftig flog die glimmende Cigarette in den glitzernden Schnee.

Aergerlich stieg er die teppichbedeckten Stufen hinauf.

Die kolossale Schwiegermutter hatte ihm die ganze Stimmung verdorben.

„Johann, mache mir ein Brausepulver zurecht!" rief er mit donnernder Stimme.

„Man muß nicht an Träume glauben!" sagte Baron Fritz energisch. Als er am nächsten Morgen mit Behagen seinen Kaffee getrunken, machte er sorgfältig Toilette und — fuhr zu Gräfin Ilse und Komtesse Edith, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen.

Dieser erste Besuch des Barons blieb nicht der einzige. Baron Fritz wurde ein oft und gern gesehener Gast in dem kleinen eleganten Palais der Gräfin Ilse in der Wilhelmstraße.

Fast stets sah man die beiden Damen in Begleitung des Barons, bald im Theater, in Konzerten, auf der Siegesallee im Thiergarten oder auf einer gemeinschaftlichen Schlittenfahrt auf dem Kurfürstendamm. Die Berliner Gesellschaft wurde aufmerksam. Aha! Das hatte etwas zu bedeuten!

Und als nun gar der Baron als steter Begleiter Komtesse Ediths auf der Eisbahn des „Neuen Sees" erschien und schließlich auf einem Kostümfest bei dem österreichischen Gesandten als Partner der Komtesse in einer graziösen Schäferquadrille mitwirkte, da wurde erst leise, dann etwas lauter geflüstert — doch — man wollte nicht indiskret sein. Jedenfalls wurde schon ganz im Stillen eine Gratulationskur in großem Stil geplant.

Einer der Herren Minister hatte die Güte gehabt, mehrere seiner Salons einem Wohlthätigkeits-Kommittee zur Verfügung zu stellen, und so war ein Bazar auf das Glänzendste eröffnet worden. Der Baron hatte, um sein Scherflein beizutragen, eine Champagnerbude mit dem exquisitesten Inhalt gestiftet und dieselbe so reizend ausgestattet, daß der kleine Tempel den Glanzpunkt des ganzen Bazars bildete.

Und daß die anmuthigen Verkäuferinnen, welche hinter diesem Kredenztisch ihres Amtes walteten, Gräfin Ilse und Komtesse Edith waren, Erstere in weißer Seide mit Veilchen, Letztere in rosa Seide mit Orangenblüthen geschmückt, war natürlich selbstverständlich! Ebenso selbstverständlich fand man es, daß der Baron die Champagnerbude beständig umkreiste, und zwar mit siegesstrahlenden Augen, die aller Welt verriethen, was nun endlich —

„Is ja Unsinn! Ich glaub's noch nicht!" keuchte der dicke Schmettau, vor dem nahen Delikatessenbüffet stehend, und schlürfte mit Behagen eine Auster nach der anderen hinunter.

„Kommen Sie, meine Herren, wir wollen jetzt unseren Wohlthätigkeitstribut auch der Champagnerbude bringen!" rief er einigen Offizieren zu, unter denen sich auch Kurt befand, welcher seit jenem Abend im Deutschen Theater auffallend blaß geworden war!

Nun standen die Herren vor der Champagnerbude und ließen sich den schäumenden Trank von den zierlichen Händen der beiden Damen kredenzen.

Die Stimmung wurde immer brillanter. Nur der Baron Fritz stand mit leicht gerunzelter Stirn unter den anderen Herren.

Ueberhaupt war er in der letzten Zeit ein wenig nervös geworden; seine Bemühungen um die niedliche Komtesse waren doch etwas anstrengend.

Ihr zu Liebe hatte er das Radeln gelernt!

Oh! Und wie viele blaue Flecke hatte er davon bekommen!

Es war eigentlich abscheulich!

Er ritt, er kutschirte, er lief Schlittschuh, er tanzte und malte! Und das war ihr alles noch nicht genug! „Diese tausendwöchigen Damen haben eine bewunderungswürdige Kraft und Ausdauer!" seufzte er im Stillen.

„Auf das Wohl der Damen!" tönte es da neben ihm mit Begeisterung.

Nun mußte er natürlich mit anstoßen. Er bat die Komtesse um ein Glas Champagner. Wie das schäumte und perlte! Und wie ihre Augen dabei lachten und strahlten voller Lebenslust und Uebermuth! Dicht daneben stand Kurt, keinen Blick von der reizenden Kusine verwendend. Nun erhob der Baron das Glas und wollte mit der ihm eigenen Eleganz und Sicherheit —

Aber was war denn das?

Seine Hand zitterte!

Wie unangenehm! Ja, warum zitterte sie denn eigentlich?

Er ärgerte sich — über sich selber — über Komtesse Edith — über die ganze Champagnerbude.

Aber das mußte ein Ende nehmen. Er faßte im Stillen den Entschluß, so bald wie möglich nach Baden-Baden zu reisen — natürlich in Gesellschaft seiner jungen Frau.

„Klirr!" tönte es da.

Der Baron hatte in seiner Erregung mit dem Champagnerglase gegen einen Armleuchter gestoßen, das Glas war seiner Hand entfallen, um es im Fallen zu halten, hatte er nur in die Scherben hinenigegriffen! Daß ihm auch das noch passiren mußte! Und zum Ueberfluß blutete auch noch sein Finger!

„Aber, lieber Baron, was machen Sie denn da?" schnarrte der dicke Schmettau, „Sie waren doch früher nicht so nervös, hm!"

Die Komtesse kam mit einem weißen Tüchelchen und einer kleinen Schale voll Wasser, um des Barons Finger zu verbinden. Wie rührend! Der Baron sah triumphirend um sich.

„Es thut mir immer so leid, wenn einem „alten" Herrn ein Malheur passirt!" sagte Edith unbefangen und beugte sich mitleidig über den verwundeten Finger.

Dem Baron wurde schwül zu Muthe.

„Alter Herr!" gellte es ihm in den Ohren.

Er war aus allen seinen Himmeln gerissen!

Die Herren bissen sich auf die Lippen.

„Donnerwetter, die kleine Komtesse hat dem ewig jungen Baron eine tüchtige Lektion gegeben!" flüsterte von Schmettau leise den anderen Herren zu.

Eine gedrückte Stimmung kam schnell über die kleine Gesellschaft.

Man empfahl sich bald.

Der Baron fuhr nach Hause und verwünschte den Champagner und — die jungen Damen von tausend Wochen!

Aber, vergnügt vor sich hinpfeifend, trat Kurt seinen Heimweg an; so leicht war ihm lange nicht ums Herz gewesen! Er lächelte. „Wenn nun am Ende doch noch — — —"

Einige Wochen vergingen, der Karneval war vorüber.

*

Der Rittmeister von Ellern war mit seiner Gattin erst vor Kurzem von einer längeren Urlaubsreise zurückgekehrt, und sein erster Besuch galt natürlich dem Baron, um sich nach dessen Ergehen zu erkundigen. Gedämpften Schrittes ging er durch die wohlbekannten Räume, um den Freund zu überraschen; nun klopfte er an die Thür, welche zu des Barons Arbeitszimmer führte, aber Niemand antwortete.

Er öffnete leise und schlug die blaue Sammetportière zurück.

Erstaunt überflog sein Blick das trauliche Gemach.

Mit langen Schritten wanderte Baron Fritz auf und ab, während seine treue dänische Dogge ihm emsig Schritt für Schritt folgte.

„Guten Morgen, Fritz! So in Gedanken? Wie gehts? Wir haben uns lange nicht gesehen!"

Erschrocken fuhr der Baron herum: „Ach, Du bist's! Verzeih'! Ich hatte Dein Kommen überhört! Willkommen in Berlin!

„Nun, wie ist es Dir ergangen? Wie steht es mit Komtesse Edith?" Der Baron stand still.

„Es ist alles anders gekommen! Ich heirathe die Schwiegermutter!"

„Wa — was?" rief Ellern aufspringend, um sich im nächsten Augenblick kraftlos wieder auf die Chaiselongue niedersinken zu lassen.

„Wie es eigentlich gekommen, weiß ich selber nicht, jedenfalls habe ich eingesehen, daß eine Dame von „zweitausend" Wochen doch auch noch sehr interessant sein kann. Ja, und dann — weißt Du —" stotterte er etwas verlegen, „die jungen Damen von tausend Wochen sind mir doch etwas — na, mit einem Worte: etwas zu babylike! Weißt Du, solch ein Entschluß kommt Einem manchmal so plötzlich, und — es ist besser so!"

„Unglaublich!" stöhnte von Ellern, noch immer starr vor Staunen.

„Ja, und was das Schönste ist —" sagte der Baron, „Gräfin Ilse wird nun schließlich doch noch Schwiegermutter!"

„Wie ist es möglich? Und wessen denn?"

„Edith hat sich mit ihrem Vetter Kurt verlobt. Du erinnerst Dich doch des jungen Husarenlieutenants!"

„Natürlich, natürlich!" rief der Rittmeister.

„Auf diese Weise werde ich also Schwiegervater!" sagte der Baron mit einem resignirten Seufzer.

„Hurrah! Es lebe der neue Schwiegerpapa!" rief von Ellern.

„Hm — weißt Du, Lothar, das einzig Unangenehme bei der Sache ist, daß die Komtesse mich beständig „Papa" nennt, und noch dazu vor allen Leuten! Schauderhaft!"

Kleine Bilder aus der großen Stadt.

Von Gr. B.

I.

Kopf an Kopf, dichtgedrängt, steht Unter den Linden die Menge. Alle Blicke sind dem Brandenburger Thor zugewendet.

„Der Kaiser und die Kaiserin kommen gleich vorbei", lautet die Antwort, wenn man einen der Wartenden fragt.

Der stattliche, hochgewachsene Herr hat dieselbe Antwort erhalten, als er mit höflicher Verbeugung sich an die junge Dame wendet, die vor dem Eingang in die Passage plötzlich stehen geblieben ist und sich unter die Harrenden gemischt hat.

Vor Schultes Salon hat er sie zuerst bemerkt und ist ihr nachgegangen. Die geschmeidige, elegant gekleidete Figur fiel ihm auf, und die lebensprühenden Augen, deren Blick blitzschnell sein Gesicht streifte, reizten ihn. So machte er kurz entschlossen Kehrt und gab den Weg in den Thiergarten auf. Gewandt wie eine Eidechse glitt sie durch die Menge, nur hin und wieder einen Blick in die prächtigen Schaufenster werfend.

Keine Möglichkeit, sie anzusehen. Aber nun —

„Ah, danke sehr! Sie gestatten, gnädiges Fräulein", und mit weltmännischer Sicherheit faßt er neben ihr Posto.

Wieder zuckt ein Blitz der stahlgrauen Augen über sein Gesicht, während ein schelmisches Lächeln die vollen Lippen kräuselt.

„Entzückendes Gesicht!" denkt er.

Da — Hurrah — Hurrah! — rollt es vom Brandenburger Thor her. Die Majestäten kommen! Brausend klingt es die Straße entlang. Huldvoll grüßend fährt das hohe Paar vorüber. Die Menge verläuft sich.

„Darf ich Sie begleiten, mein gnädiges Fräulein?"

„Bitte sehr! Es sind so viele Menschen auf der Straße."

Donnerwetter, für so leicht hätte er die Eroberung doch nicht gehalten.

Sie biegen durch die Passage in die Friedrichsstraße ein, und er hat Mühe, an ihrer Seite zu bleiben. An eine Unterhaltung ist garnicht zu denken.

Plötzlich, mit einem Ruck fast, macht sie vor dem Schaufenster von Werner Halt. Wie das flimmert und blitzt und glänzt und gleißt. Aha, also erst das! Nun, seine Mittel erlauben ihm schon, ihr selbst eine kleine Kostbarkeit zu verehren. Und Schmuck — siehe Faust und Gretchen!

Faust beugt sich nieder. „Hätten Sie einen Wunsch, Fräulein?" Das „gnädiges" läßt er fort.

„Ach — ja!" flüstert Gretchen.

„Sprechen Sie ihn aus, ich erfülle Ihnen jeden!" Wie bethörend das klingt. Heiß umfassen seine Blicke die schöne Gestalt.

„Wirklich — jeden?" Wie Gretchens Stimme zittert.

„Was Sie wollen!" Und er faßt ihre Hand, die seinen heftigen Druck leise erwidert.

„Nun, dann schenken Sie mir" — Gretchen deutet auf ein herrliches Rubin-Collier — „dies Halsband und die Nadel für — meinen Mann!"

„Hilf Himmel! Wo ist der Mantel?"

„Droschke!" Und Faust ist verschwunden.

Lachend schaut Pseudo-Gretchen ihm nach.

„Nun muß doch mein Mann mir das Ding schenken. Haben muß ich es."

Und eilends setzt sie ihren Weg fort nach Hause.

Am nächsten Tag war das Halsband aus dem Schaufenster verschwunden.

II

Vor dem Polizeibüreau hält eine Droschke zweiter Klasse. Ein Schutzmann steigt aus. Ihm folgt ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, dann kommen noch drei andere, kleiner im Alter von vier bis acht Jahren. Zuletzt erscheint ein kleiner dreijähriger Bursche, der krampfhaft die Hand der ältesten Schwester umfaßt hält.

Auf dem Trottoir hat sich eine Anzahl Menschen versammelt und sieht zu.

„Kommt mit!" sagt der Schutzmann und verschwindet mit der ganzen Gesellschaft hinter der hohen Thür, während sich's der Kutscher auf dem Bock bequem macht.

Eine Frau tritt an den Wagen heran. „Sind det nich die Lehmannschen aus de Rostockerstraße?"

„Stimmt! 'ne traurige Sache."

„Wat is denn los?" „Ach Herrje, die armen Jören!" „Nee so wat!" Haben Se denn jehört? Jck komme jerade daher —" und der Fall „Lehmann" wird vorgetragen. Alles lauscht andächtig, weniger aus Theilnahme als aus Neugier.

Im Polizeibüreau sitzt derweil der Reviervorstand und läßt sich von dem ältesten der Kinder erzählen. Er ist ein älterer Mann und spricht dem Mädchen, das ihn halb scheu, halb trotzig anblickt, beruhigend zu.

„Also Eure Mutter ist gestorben?"

„Jawohl! Heite Nacht! Und wie sie heite frieh so kalt dalag, bin ich nach'n Schutzmann jejangen."

„Wo ist denn Euer Vater?"

„Der is weg!" Hart fällt das Wort von den jungen Lippen.

„Seit wann denn?"

„Schonst seit vier Wochen kam er nich mehr nach Hause. Mutter sagte, er wäre ein —" Sie kann das Wort nicht herausbringen.

„Nun, laß nur! Wir werden jetzt für Euch sorgen. Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen. Haltet Euch nur brav, dann wird es besser werden."

„Wohin komm'n wir denn?"

„Zunächst ins Waisenhaus, bis Ihr größer seid. Na, Du brauchst nicht zu weinen, da seid Ihr gut untergebracht—"

„Giebt's da auch Keile?"

„Nich hauen! Artig sein! Nich hauen!" zetert der kleine Bursch los und versteckt sich hinter dem Rock der Schwester.

„Man stille doch, et jiebt keene Haue", beruhigt ihn diese und wischt ihm die Thränen von der Wange. „Komm man mit. Erst sagt Adje!" befiehlt sie dann den Geschwistern.

Der Reihe nach reicht die kleine Gesellschaft dem Vorstand die Hand. Dann steigen sie unter Führung des Schutzmanns wieder in den Wagen. „Hü!" ruft der Bube, als sich der Wagen in Bewegung setzt, und seine Augen leuchten. Auch die übrigen schauen stolz und vergnügt auf die Umherstehenden. Sie fahren ja. Nur der Blick des ältesten Mädchens ist merkwürdig starr. Sie allein fühlt die Schwere des Augenblicks.

Langsam rasselt der Wagen davon.

„Die armen Würmer!" klingt es aus der Menge nach.

Wie wird das Schicksal dieser fünf Kinder sich gestalten, die Leichtsinn und Mangel an Moral dem Mitleid der Welt überantwortet haben!

Die Mutter todt — der Vater ein —!

Wenn nicht der alte Gott noch lebte, der auch für die Vögel unter dem Himmel sorgt!

Zeitungshumor.

Die „Neuen Hessischen Volksblätter" (No. 194) berichten: „Mainz, 19. August. (Der Kaiser in Mainz.) Die einzelnen Truppengattungen werden heute und morgen zum großen Theil mittelst Sünderzügen nach Mainz gebracht." Weshalb mag das geschehen sein? Die Parade hat bewiesen, daß alle betheiligten Truppenkörper sich in ganz ausgezeichneter Kondition befinden und den höchsten Ansprüchen genügen!

Unter der Rubrik „Der spanisch-amerikanische Krieg" melden die „Münchener Neuesten Nachrichten" (No. 376): „Belgrad, 16. August. Die Skupschtina hat sich heute bis zum 24. Nov. vertagt." Offenbar will die Skupschtina dadurch kundthun, daß sie sich in die Friedensverhandlungen zwischen Spanien und Amerika nicht einzumischen gedenkt.

Die „Frankf. Ztg." enthält eine fragwürdige Stelle in dem Roman „Heimkehr" von Ossip Schubin; sie lautet: „Sie hat ein verblühtes Madonnengesicht, trägt Scheitel und macht in Wohlwollen und Sentimentalität. Ihr ganzes Wesen dampft förmlich von Idealismus, jenem sterilen, schwunglosen Idealismus, der, wenn er kann, aus der Ironie den Stachel sammt dem Witz herausreißt, andererseits nicht ungern der Begeisterung hemmend in die Flügel greift, und der den gesponnenen Zucker seiner süßlichen Weltanschauung mit ruchloser Unparteilichkeit gleichermaßen über Ananas-Compott und Schweinebraten hinzieht." Gut gebrüllt, Löwe!

In einem der letzten Hefte der „Monatsschrift für Kunst und Leben", die in Neu-Rahnsdorf das Licht der Welt erblickt, bespricht Jemand eine Gemälde-Ausstellung, wobei er die eigenthümliche Manier verfolgt, weder den Titel der rezensirten Bilder, noch den Namen der Künstler zu nennen. Um so unterhaltender nehmen sich die einzelnen Schilderungen aus. Man höre nur ein Beispiel: „Ein anderes Bild. Hier verlieren sich auf einer unermeßlichen Wiese mit zart strotzenden, leicht verletzlichen Herbstzeitlosen, in Gefahr und liebreizender Schutzlosigkeit dem verderblichen Weibe vergleichbar, röthliche Kühe. Eine wendet uns voll ihr großes ernstes Haupt zu, gleichsam die verkörperte Frage der Arbeit. Ein gewaltiger Baum mit herbstrehrostrothem Laub. Fluß und Landschaft bewegen sich im Unlautern. Das schmale Band des Wasserlaufes ist grün, und die Baumgruppen des jenseitigen Ufers haben bläuliche Düfte." Heiliger Pinsel!

Stoßseufzer.

Frau: „Ist es auch wahr, Männchen, daß ich Dein einziger Gedanke bin?"

Mann: „Ja, und den Gedanken kann ich nicht mehr los werden."

Ein modernes Bauernhaus.

Fremder: „Sagt, liebe Frau, ist das Buttern nicht sehr langweilig?"

Bäuerin: „O nein, wenn i am Butterfaß sitz', mach' i immer die Thür zum Klavierzimmer von meiner Tochter auf und dann wird nach Musik gebuttert."

Falsch verdächtigt.

Papa: „Wahrscheinlich brauchst Du das Geld, um wieder 'mal Schulden zu zahlen."

Sohn: „Was fällt Dir ein Papa, ich und Schulden zahlen!"

Nur.

Sie: „Hat denn der Professor aus Rom viele Alterthümer mitgebracht?"

Er: „Nein! Nur eine Braut."

Beim Drill.

Hauptmann (zu einem Rekruten, dem an der Uniform ein Knopf fehlt): „Mensch, Sie fangen wohl schon an, abzurüsten!"